

k.

Leseprobe aus:

**Ruth Berger**

# **Der Seelenarzt**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Frankfurt, Mai 1853,  
Anstalt für Irre und Epileptische

Man sieht es fast immer. Es gibt kleinste Anzeichen: der gehetzte Blick wie suchend, eine seltsame Haltung, die nicht ganz zur gewöhnlichen Ordnung gelungene Kleidung oder Körperpflege.

Die Kranke, eine an sich propere, aber nun von ihrem verrückten Habitus entstellte, noch sehr junge Person, wird rechts von einer ältlichen Frau am Arm geführt, links hält sie ein junger Mann. Hoffmann glaubt, die Begleiter seien Mutter und Bruder, doch am Ende erweist sich, es sind keine Verwandten, Kollegen bloß, Angestellte in dem Geschäft, in dem offenbar auch die Kranke bis heute gearbeitet hat.

Hoffmann sieht das Trio durchs Fenster der Schreibstube die Kastenhospitalgasse entlangkommen. Als es läutet und der Verwalter öffnet, gesellt er sich hinzu. Da spricht ihn die Kranke sofort an, als hätte sie ihn erkannt; fragt aufgeregt: Ob er der Doktor sei, ob er ihr nicht helfen könne, es sei etwas ganz falsch mit ihr, sie könne gar nicht denken, sie *sei* es gar nicht mehr, jemand habe sie vertauscht.

Ihre Begleiter unterbrechen die Kranke und dann sich gegenseitig mit Erklärungen: Bis vor zehn, zwölf Wochen sei die Pauline bis auf ein bisschen Bleichsucht noch ganz gesund gewesen, dann sei es losgegangen, dass sie gelegentlich seltsame Dinge gesagt habe, wie etwa, jemand auf der Straße habe ihr nachgesehen und wolle sie bei der Polizei verraten. Auch habe sie sich mit einem Mal ganz verschlossen und in

sich gekehrt benommen und keine Scherze mehr gemacht, als hätte sie wieder einen Freund oder sonst ein Kümmernis. Vorgestern früh aber habe man sie vollkommen verrückt auf ihrer Kammer angetroffen, gerade so, wie er sie jetzt sehe, sie rede seitdem nur unsinniges Zeug und könne auch nicht mehr arbeiten; der Prinzpal, also der Herr Reuter, habe sich letzte Woche schon beschwert. Familie habe die Pauline Franck keine, deshalb habe man das Mädchen hierhergebracht.

Die Begleiter verabschieden sich. Hoffmann geht vorneweg, und Antoni, der Verwalter, führt hinter ihm die Kranke. Im Gang ist es düster. Es herrscht der übliche Lärm: Aus der Weiberabteilung zetert eine Manikerin, was wenigstens halbwegs die Stöhnlaute der armen alten Kraus übertönt; hier unten bei den Männern gibt der eingebildete Operntenor ein schräges Ständchen, begleitet von den Rufen anderer Irrer. An der Ecke zum Treppenhaus steht groß, krumm und nach Exkrementen stinkend der Betteljude Schwarzschild. Der ist auf Kosten seiner Gemeinde hier, wo er als Jude eigentlich nicht hingehört, aber das teure, exklusive Rothschild'sche Judenspital weigert sich, ihn zu nehmen. Stumpf stiert er vor sich hin und wiegt rhythmisch seinen Oberkörper.

«Guten Morgen, Herr Schwarzschild», wirft Hoffmann ihm freundlich zu, während Antoni die Tür zur Schreibstube aufschließt. Schwarzschild springt erschrocken nach hinten und murmelt: «Gott soll hüten! Gott soll hüten!», und dann etwas von vierunddreißig Fürsten, die er ernähren müsse.

Ein Gutes hat das Tollhausambiente: Es gibt Neuankömmlingen einen heilsamen Schock. Wenn mich mein Denken, mein Tun an diesen Ort gebracht haben, dann muss etwas falsch damit gewesen sein! Dieser Gedankengang hat nach

Hoffmanns Ansicht schon bei vielen den Genesungsprozess angestoßen.

«So, mein Kind. Nun setzen Sie sich.»

Sie ist wächsern blass im Gesicht, bis auf je einen glühenden rosa Fleck auf beiden Wangenknochen. Hoffmann greift ihr nach dem Handgelenk, die kleine, zarte Hand ist eiskalt, der Puls rast.

«Herr Doktor?»

Ihre Stimme klingt flach, zugleich verängstigt. Typisch für eine Melancholie.

«Ja?»

«Ich bin mir sicher, ich bin es nicht. Bitte, Sie müssen dort hingehen, zu Reuter, in die Mansardenkammer, und auch im Geschäft nachsehen.»

«Was soll ich dort nachsehen?»

«Ob ... ob dort nicht noch ein Mädchen ist wie ich. Das hier bin ich nicht.»

Diese Idee scheint also wirklich ein fixer Wahn bei ihr zu sein. Hoffmann hat in seinen zwei Jahren in der Anstalt die abstrusesten Vorstellungen erlebt, aber so etwas noch nicht.

Er schreitet ruhig zur Wand, nimmt den halbblinden Spiegel über der Konsole ab, bringt ihn der Kranken und hält ihn ihr vors Gesicht.

Sie sieht hinein, dann mit verzogenem Mund nach unten und beginnt, hektisch an ihren Fingernägeln zu zupfen.

«Das sind doch Sie im Spiegel, nicht wahr?»

Sie schüttelt kaum merklich den Kopf. «Sieht mir ähnlich, aber bin ich nicht.»

Aha! Sie sieht es, aber spürt es nicht, dass sie es ist! Hoffmann dagegen fühlt sich plötzlich erleuchtet. Diese bedauernde junge Person leidet zwar nach üblichen Maßstäben an einem Wahn. Doch sagt sie nicht die Wahrheit? Sie ist es ja tatsächlich nicht: Jedenfalls nicht die, als die sie sich kennt. Ihre Seele ist gefangen in einem Gehirn, das sich krankhaft

verändert hat, so sehr, dass sie sich darin nicht mehr wiederfindet.

Er zündet sich eine Zigarre an.

«Ich geb Ihnen fürs Erste ein Brechmittel», sagt er.

Familie Hoffmann,  
über vierzig Jahre zuvor, 1809 bis 1812

Der werde keine sechs Wochen alt, erklärte der alte Lausberg, Heinrichs Großvater mütterlicherseits, als er das Siebenmonatskind sah. Er verweigerte ein Taufgeschenk, es lohne nicht. Statt des Kindes aber starb er selbst kurz nach dieser Prophezeiung, ebenso seine Tochter, die Kindsmutter. Dem winzigen Heinrich mussten zu der Zeit die Säuglingskleider noch mit Watte ausgestopft werden, damit sie passten. Er war also zweifellos zu jung, beim Tod der Mutter einen Verlust zu spüren. Der Vater, Philipp Hoffmann, ein Architekt und Bauzeichner, der zwei Jahre zuvor zum Wasser-, Wege- und Brückeninspektor der Stadt gekürt worden war, blieb ihm zum Glück erhalten. Ebenso die freundliche Amme. Die Mutter vermisste niemand. Ein gutes Jahr nach der Hochzeit war der Vater längst zu der Überzeugung gelangt, mit seiner ersten Frau einen Fehlgriff getan zu haben. Er hatte zwar die richtige Schwiegerfamilie gewählt, aber daraus die falsche Tochter.

Eigentlich hatte ihm von Anfang an das blutjunge, sanfte Nettchen Lausberg besser gefallen als die Schwester Marianne mit dem harschen Temperament. Nur war Heinrichs Vater kaum in der Position gewesen, Nettchen zu umwerben und dabei frecherweise die ältere Marianne zu übergehen. Er

war selbst schon sechsunddreißig; außerdem war es Anmaßung genug, dass er, aus einfachen Verhältnissen stammend, bei den Lausbergs auf Brautschau ging. Die Familie Lausberg gehörte zum alten Frankfurter Kaufmannsstand, besaß Immobilien überall in der Stadt, und ihr Weinhandel auf der Alten Mainzer Gasse war so groß, dass die Fasswagen morgens von einem Ende der Straße zum anderen standen. In den Wohnetagen des Lausberg'schen Hauses hingen die Rembrandts und Rubense, die Breughels und Frans Häse herum wie anderswo Tapeten. Hätte die französische Verwaltung Philipp Hoffmann nicht empor- und zum Straßen- und Brückeninspektor erhoben, er hätte sich dort gar nicht blicken lassen dürfen.

Als die harsche Marianne gestorben und ein, zwei Jährchen ins Land gegangen waren, da bandelte der Architekt Hoffmann doch noch mit dem sanften Nettchen an.

Nettchen hatte nichts dagegen. Zwar war sie deutlich mehr in ihren kleinen Neffen Heinrich verliebt als in dessen humorlosen Vater, aber für eine Ehe reichte die Zuneigung allemal. Und die Verhältnisse waren leider jetzt so, dass sie froh sein musste, von zu Hause wegzukommen. Das Geschäft lag in den Händen ihrer beiden älteren Brüder, und dort lag es nicht gut. Bruder Numero eins kümmerte sich um nichts, weil er derart unter Hautflechten litt, dass er quasi sein Schwefelbad nicht verließ. Weil die Nachbarn in der Mainzer Gasse die Schwefeldämpfe nicht ertrugen, siechte und badete er in einem Gartenhäuschen vor der Stadt.

Bruder Numero zwei, Carl, derjenige, der das Geschäft hauptsächlich versorgen musste, war träge und nicht der Gescheiteste. Es war wohl kaum Esprit, der ihn dazu verleitete, erst ein Fräulein Ameis und nach dessen baldigem Tod ein Fräulein Brust zu heiraten. Fräulein Brust war backfreudig, ihr Mann erwies sich nur im Kinderzeugen als begabt. Bei Carls erstem Sohn und künftigen Erben merkte man bereits,

dass der Junge mindestens so einfach von Gemüt war wie der Vater. Ehrlich gesagt, hielt Nettchen das Kind für nahe am Schwachsinn.

Fazit: Die Zukunft des Weinhandels Lausberg war trübe. Nettchen sah schon jetzt die Schlangen von Fasswagen in der Mainzer Gasse kürzer werden. Als da ihr Schwager Philipp Hoffmann eines Tages meinte: Ob sie ihm nicht den Gefallen tun wolle, er brauche dringend eine Mutter zu dem kleinen Heinrich und sie sei ihm schon immer lieb und teuer gewesen – da atmete Nettchen auf und sagte ja.

Es wurde eine bescheidene Hochzeit ohne Feier. Nach der Trauung ging Nettchen am Arm ihres Gatten zu Fuß in ihr neues Heim, ein Haus mit Garten in der Weißfrauenstraße. Sie kannte es gut, weil es ihrem Vater gehört hatte. Schwager Hoffmann hatte es nach dessen und Mariannes Tod geerbt. Hier war es nicht so eng wie ums Eck in der Alten Mainzer Gasse. Es gab sogar ein Trottoir. Schon von weitem sah sie vor dem Haus den kleinen Heinrich an der Hand der Amme warten. Bald lief er mit seinen kurzen Beinchen fröhlich auf sie zu.

«Tante Nettchen! Tante Nettchen! Das bist ja du!»

«Ja, wer denn sonst, Richelchen», sagte sie und lachte. Der Junge drückte seinen flachsblonden Kopf in ihre Rockfalten. Ihr Mann tadelte: «Heinrich! Na! Was sollst du sagen?» Heinrich bekam große Augen, dann stellte er sich stocksteif vor Nettchen auf und deklamierte: «Guten Tag, Mutter!»

Nettchen lachte wieder, sie war ein bisschen peinlich berührt. Weil sie nicht wusste, was sie ihrerseits sagen sollte, ging sie in die Knie und nahm den Kleinen in den Arm. Sie war ja doch froh, dass der Richel jetzt ihrer war. Ganz offiziell.

«Diese Vergesslichkeit, der Junge hat nur Stroh im Hirn», hörte sie von oben ihren Mann sagen. «Das muss von Lausbergs kommen, von meiner Seite hat er das nicht.»

Mai 1853, Anstalt für Irre und Epileptische

Hoffmann will sich heut einmal beim Gottesdienst blicken lassen. Die Neue von gestern sitzt auch im Betraum. (Von der Wärterin gebracht?) Ihre dunkelbraunen Haare, in der Mitte grob gescheitelt, hängen offen nach unten. Sie besieht ihre Hände im Schoß, ganz in sich gekehrt; von dem Lärm und den Szenen um sie herum scheint sie gar nichts wahrzunehmen.

«Herr Doktor!»

Der fesche Kommissar, wie heißt er gleich, Völker, strebt auf Hoffmann zu, mit wie üblich erregtem Ausdruck und einem Billardstock in der Hand. (Er hat Billard gespielt? Das ist doch ein Fortschritt!)

«Herr Doktor, bitte, Sie müssen sich meinen Urin ansehen! Es läuft jedes Mal, wenn ich Urin ablasse, in Strömen Samen mit heraus! Ich bin vergiftet, der Samen sitzt mir bis ins Hirn!»

«Das will ich aber nicht hoffen, Herr Völker. Ich kann Ihnen gerne den Gefallen tun und Ihren Urin überprüfen. So eine gute Stunde nach dem Gottesdienst, bis dahin müssen Sie sich gedulden.»

Völker kommt noch näher, beide Hände am Billardstock. «Herr Doktor?», flüstert er. «Wer ist denn das Fräulein?»

Er deutet auf das neue Mädchen, das mit gesenktem Kopf vor sich hin sieht.

«Ein Neuzugang. Geben Sie mir einmal das Queue, Herr Völker, dann müssen Sie es nicht tragen.»

Völker gehorcht, schlurft dann, urplötzlich gebückt und leidend, auf die Bank mit dem Mädchen zu, Hoffmann zur Aufsicht hinterher. Bei der Neuen angekommen, beugt Völker sich hinunter, bis er seinen Kopf auf der Höhe ihres

Gesichts hat, und stöhnt zum Steinerweichen. Als sie aufschreckt, sagt er:

«Gestatten, Völker. Ich bin auf den Tod krank, die Doktoren haben mich mit Kampfer verdorben. Und woran leiden Sie?»

Hoffmann glaubt beinahe, den fliegenden Atem der Neuen zu hören, obwohl das bei dem Lärm hier schlechterdings nicht möglich ist. Er versteht ja unterm allgemeinen Stimmengewirr kaum, was sie dann schließlich sagt: Sie wisse nicht, die Mutter habe ihr das Hirn weggenommen. Sie glaube, sie sei irgendwo verloren gegangen.

«Das tut mir leid für Sie», sagt Völker der Neuen. «Falls Sie es nicht wissen, Sie sind hier in der Irren—»

Mitten im Satz schreit er auf, weicht zwei Schritte zurück, wirft beinahe einen alten Mann mit senilem Blödsinn um, der den Mittelgang entlangtapert, und brüllt: «Herr Doktor! Sie stirbt, sie stirbt, sie hat einen Blutsturz!»

Hoffmann umquert die Bank. Vor der Patientin geht er in die Hocke, sieht an der dunklen Haargardine vorbei und hellrotes Blut in breitem Strom an ihrem Kinn herunterfließen. Darüber klafft ein Riss in der Unterlippe.

«Keine Sorge, Fräulein Franck, Sie haben sich nur die Lippe aufgebissen.»

Sie wischt mit der Hand an ihrem tropfenden Kinn herum, er greift sein eigenes Schnupftuch und gibt es ihr. Normalerweise gehört eine derart klaffende Wunde genäht, aber an der Lippe?

«Fräulein Franck, wie geht es Ihnen denn heute? Haben Sie gut geschlafen?»

«Ich kann gar nicht mehr schlafen.» Flacher, melancholischer Ton.

«Haben Sie etwas gegessen?»

«Hab's versucht.» Das kommt heraus, als ob ihr selbst das Sprechen zu anstrengend wäre. Prompt beißt sie sich wieder

in die blutende Lippe und zuckt zusammen vor Schmerz. Aha, Schmerz spürt sie noch. Aber an der Lippe sagt das nicht allzu viel, beim paralytischen Wahnsinn oder der Rückenmarkserweichung beginnt die Sinneslähmung ja an den unteren Gliedmaßen. Ihm fällt ein, dass er die Pauline Franck gestern bei ihrer Ankunft nicht körperlich untersucht hat. Er wird nachlässig, das kann er sich nicht leisten.

Kurzentschlossen setzt er sich neben die neue Patientin. Während des Gottesdienstes, der gleich darauf beginnt, wirkt sie gänzlich irre, kichert immer wieder, murmelt vor sich hin, alles mit einem schlafwandlerischen Ausdruck im Gesicht. Sie gehört wohl doch hinter die Absperrung zu den Unruhigen. Hoffmann wartet mit trommelnden Fingern auf dem Billardqueue das Ende der Predigt ab.

«So, Fräulein Franck. Wollen Sie bitte einmal mitkommen, es war gestern wenig Zeit, ich würde Sie gerne noch einmal näher befragen.» Dabei sieht er ihr prüfend auf die Lippe. Die Blutung ist beinahe versiegt.

Sie erhebt sich brav, lässt, ohne es zu merken, das blutige Tuch fallen. Er hebt es auf und führt sie. Sie müssen mit einem Pulk Männer ins Erdgeschoss, von denen viele alles unter sich gehen lassen und auch so riechen. An der Schreibstube lässt er die Kranke vor, macht sich nach dem Eintreten daran, von innen abzuschließen; er will nicht gestört werden. Da stößt die Franck einen Schreckenslaut aus. Hoffmann wendet sich um und findet sie auf dem Boden kauern.

«Was ist denn los?»

«Da war jemand am Fenster. Ein Gesicht.» Sie zittert.

«Je nun, das kommt einmal vor, wir sind hier zu ebener Erde.»

Es ist ein Fluch der derzeitigen unzweckmäßigen Anstalt, mitten in der Stadt gelegen, fast ums Eck von der Hauptwache. Schulbuben, Schwatztanten, Verwandte und Freunde

der Kranken, ständig glotzt jemand zu den Fenstern herein, ja, es werden bei offenem Fenster ganze Gespräche mit den Patienten geführt, was oft einen schädlichen Einfluss hat. Doch er sieht jetzt niemanden. Ist die Franck einer Halluzination aufgesessen? Rasch öffnet er das Fenster, lehnt sich hinter dem bauchig geschwungen Gitter hinaus und wirft einen kurzen Blick in beide Richtungen. Ein Stück weiter auf der baumlosen, engen Gasse ist ein Passant zu sehen, von hinten.

Hoffmann schließt das Fenster. «Haben Sie einen Mann gesehen oder eine Frau?», fragt er das Mädchen, das noch immer am Boden hockt.

«Einen Mann.» Das kommt geflüstert.

«Dann hatten Sie keine Sinnestäuschung, da war wirklich jemand.»

«Ist er noch da?», haucht sie.

«Nein, er ist schon weitergegangen.»

Unsicher steht sie wieder auf.

«Übrigens waren heute morgen zwei Freundinnen von Ihnen hier, sagt mir der Wärter, und haben Kuchen abgegeben. Haben Sie den bekommen?»

Sie kichert, blickt ihn nicht an.

«Fräulein Franck? Haben Sie den Kuchen bekommen?»

«Kuchen? Ach so. Ja.»

«So, nun setzen Sie sich einmal hier auf den Stuhl.»

Er geht die wichtigsten Reflexe durch, erst die Patellarsehne, dann die Pupillen. Beides in bester Ordnung. Keine Zeichen einer progredienten Paralyse also. Sie wäre auch ungewöhnlich jung dafür.

Er nimmt sich die Akte.

*Pauline Franck. Vierundzwanzig Jahre alt, ledig, verwaist. Handlungsangestellte. Melancholie mit fixem Wahn (erkennt sich selbst nicht mehr, glaubt, sie sei «vertauscht» worden).*

«Gestern haben Ihre Kollegen angegeben, Sie hätten

keine Familie. Nun habe ich im Betsaal gehört, wie Sie Ihre Mutter erwähnten. Wo wohnt die Mutter denn?»

Nach einem Zögern: «Ich habe keine Mutter.» Hoffmann führt das Zögern auf den schlechten, unkonzentrierten Zustand der Patientin zurück.

«Also sind Sie Vollwaise?»

Sie nickt.

«Geschwister, Tanten, Onkel?»

Vages Kopfschütteln, Blick in den Schoß. Reiben an der Hand. Verzweifelter Ausdruck. Ganz leise: «Das sind nicht meine Hände.»

Nicht die geringste Verbesserung seit gestern.

Hoffmann gibt das Schreiben auf, stellt sich vor sie, nimmt ihre Hand und kneift. «Haben Sie das gespürt?»

«Ja.»

«Ist es dann nicht doch Ihre Hand?»

«Nein. Das bin ich nicht, das hat die andere gespürt, nicht ich.»

So ist es immer. Man kann einem Wahn nicht mit Argumenten beikommen.

Ihr Puls geht nach wie vor zu schnell. Hoffmann wird, Sonntag hin oder her, gleich heute kalte Duschen probieren. Sie gehört zu den Heilbaren, bei denen man alles daransetzen muss, das Hirn durch starke Mittel schnell wieder aus dem verkorksten Zustand herauszutreiben. Bleibt nämlich eine Geisteskrankheit länger bestehen, wird sie unweigerlich chronisch.

Er klingelt; statt des Verwalters erscheint dessen Frau in der Tür. Hoffmann ist das ganz recht.

«Bringen Sie die Kranke fort in ihre Abteilung. Und sorgen Sie dafür, dass man mir in etwa zehn Minuten den Völker bringt.» Dem will er ja beim Urinlassen zusehen. Die Verwaltersfrau verschwindet mit dem Mädchen.

Hoffmann, endlich allein, streicht die dunkelblonde Haar-

tolle hinters Ohr, kratzt sich im Bart und blickt auf die Akte Franck. *Melancholie mit fixem Wahn*.

Er nimmt die Feder, setzt *Ursachen? Auslöser?* hinzu.

Nun sind ja alle Geisteskrankheiten die Folge organischer Krankheiten des Gehirns. Hoffmann hat diese seine Ansicht schon Anno 51 vor der Senckenbergischen Gesellschaft vortragen. Am sichersten weiß er es vom Altersschwachsinn oder der Paralyse, wo ihm bei der Sektion eine regelrechte Organzerstörung entgegentritt: Hirnschwund, Verhärtung oder Erweichung der Rinde, vergrößerte Hohlräume, nicht selten auch ein erweichtes Rückenmark. Zugegeben, bei den anderen Krankheiten, die den Verstand nicht ganz zerstören, sind die Schäden subtiler, keineswegs immer sichtbar. Doch Hoffmann hat wenig Zweifel, dass sie vorhanden sind und ursächlich für die Geistesstörung. Es ist immer das erkrankte Gehirn, das eine Krankheit der Seele bewirkt. Allerdings glaubt er, dass die Seele ihren Teil dazu beitragen kann. Eine heftige seelische Bewegung kann einen organischen Schaden an der Hirnmaterie verursachen. Sicher nicht bei einem völlig gesunden Hirnsubstrat, denn die Wirkung der Seele aufs Hirn ist gering. Doch ist das Hirngewebe bereits geschwächt, durch körperliche Krankheit, durch ererbte Empfindlichkeit, so kann ein seelischer Aufruhr hinreichen, eine echte Geisteskrankheit auszulösen. Nach zwei Jahren in der Anstalt glaubt Hoffmann, die typischen Auslöser zu kennen: häuslicher Kummer, Geldsorgen und fanatischer, bigotter Pfaffeneinfluss.

Für den Arzt gilt es dann, den seelischen Schädiger zu identifizieren, sodass er den Kranken von ihm fernhalten kann. Meist muss man nicht lange suchen: Die Kranken bauen den Auslöser ihrer Krankheit in ihren Wahn ein. Wer durch Geldnot seelisch erkrankt ist, der bildet sich ein, er wird bestohlen und betrogen; wer die Neckereien der Arbeitskollegen nicht vertragen hat, der glaubt sich im Wahn von diesen verfolgt und beobachtet.

Doch bei der jungen Pauline Franck? Da dreht sich der Wahn, soweit sie einen hat, ganz um sie selbst.

*Ursache: Organisch bedingte krankhafte Veränderung am Hirnsubstrat, notiert er. Äußere Auslöser: Keine vorhanden.*

### Familie Philipp Hoffmann, 1816

Das kleine Mundwerk stand nicht still, es war kaum auszuhalten.

«Richel, jetzt hör einmal auf zu plappern. Du musst jetzt ganz still schweigen, bis wir an zwanzig Haufen Chausseesteinen vorbei sind. Zähl schön mit, von eins an.»

Leider war der Heinrich bislang Philipp Hoffmanns einziger Sohn geblieben. Philipp hatte den Jungen im Grunde herzlich lieb. Aber er musste konstatieren, dass das Kind die Neigung der Familie Lausberg zu Verschrobenheit und Verblödung geerbt hatte. Die leibliche Mutter war ja zweifelsohne charakterlich krankhaft gewesen, Großvater und Urgroßvater waren aufs höchste exzentrisch, der Onkel Carl dumm wie Bohnenstroh, der Cousin schwachsinnig. Was Wunder, dass der Richel sich kein Gedicht merken konnte und nicht die geistige Kraft und Ausdauer besaß, sich einmal eine Stunde still mit einem Bilderbuch oder dergleichen zu befassen. Stattdessen belästigte er seines Vaters Amts- und Geschäftskundschaft, indem er den ganzen Tag unten bei der Tür auf der Treppe umherhüpfte und jeden anlapperte, der hereinkam. Und das auch noch per Du.

Immerhin hatte der Architekt Philipp Hoffmann Geschäftsbetrieb. Er war ganz gut durch die Wirren der letzten Jahre gekommen, wider Erwarten, denn er hatte die Befrei-

ung der deutschen Länder von der Fremdherrschaft nicht gerade bejubelt. Bedeutete die «Befreiung» seiner Ansicht nach doch nichts weiter als den Wechsel von einer aufgeklärten, modernen Verwaltung zurück in den bornierten alten Reichsstadtmief. Zwar schimpfte Frankfurt sich jetzt offiziell nicht mehr Reichsstadt, sondern «Freie Stadt». Aber es war doch ganz der gleiche korrupte Verein wie vor den Franzosen, der die Stadt regierte. Solche Leute eben, bei denen ein ererbter Weinausfahrer wie der dumme Carl Lausberg allemal mehr galt als ein aus eigener Kraft Aufgestiegener wie Philipp Hoffmann.

Aber Philipp hatte bei dem Wechsel der Regierung die Faust klugerweise nur in der Tasche geballt, auch als die von dem «Franzosenknecht» Dalberg eingesetzten Beamten einer nach dem andern wieder entlassen wurden. Die Juden als Erste, die nun wieder grundsätzlich nicht Beamte sein durften (die taten ihm allerdings am wenigsten leid. Gott, was hatte dieser Baruch gejammert, dem er jüngst einen Plan für ein Zwerchhaus entworfen hatte: Sein Sohn wäre als Jude aus dem Polizeidienst entlassen worden, das Geld für das ganze teure Jurastudium umsonst ausgegeben – dabei schwamm der Baruch doch in Geld wie all diese Finanzjuden). Jedenfalls war er, Philipp Hoffmann, glücklicherweise in seinem Pöstchen als Wege- und Brückeninspektor belassen worden. Dafür musste er doppelt dankbar sein, denn er wusste, es war nur das Amt, das seinen Namen bekannt machte und ihm auf diese Weise endlich eine private Architektenkundschaft zuführte. Früher hatte er sich als Zeichenlehrer für Handwerker durchschlagen müssen. Jetzt baute er Häuser für Leute mit Rang und Namen.

Demnächst würden Hoffmanns selbst umziehen, wie schon öfter, diesmal, um den Rothschilds das frischgebaute Geschäftshaus trocken zu wohnen. Das hieß, man konnte in der Zeit das von Lausbergs geerbte Haus in der Weiß-